

europäische, vielsprachige Perspektive und sozialgeschichtliche Betrachtungen auf der einen, die Analyse individueller Textzeugen und die Einbeziehung praktischer Hilfsmittel wie der allmählich in den Vordergrund tretenden, immer umfangreicher und differenzierter angelegten Sammlungen von Musterbriefen, *Salutationes* und *Proverbia* auf der anderen Seite: Sie ermöglichen in einigen Punkten die Revision oder Modifikation etablierter Vorstellungen (etwa die Kontrastierung italienischer und französischer Schulen, die Metaphorik von Blüte und Niedergang). Seit dem 13. Jh. gerieten die Volkssprachen in das Gesichtsfeld der *Ars*, seit der Mitte des 14. Jh. spielte der Austausch mit den sich allmählich formierenden humanistischen Studien eine Rolle, die freilich der Bedeutung der traditionellen Lehre lange Zeit keinen Abbruch taten. Quintessenz des knappen Kapitels zu editorischen Problemen (S. 333–367) ist, dass uneinheitlich überlieferte Gebrauchstexte und Sammlungen eine spezifische, den einzelnen Textzeugen stärker gewichtende Methodik verlangen; befremdlich sind hier die Ausführungen von Grévin zur dem Reimschema widersprechenden Textgestaltung eines leoninisch gereimten Lehrgedichtes (S. 359f. zur *Summa Iovis*, vgl. DA 71, 254–256). Es leitet über zum gemischten Schlussabschnitt (S. 369–612), in dem zunächst die Lehrgegenstände der *Ars* (Briefteile, Stilmittel und besonders ausführlich, wenn auch verwirrend der rhythmische *Cursus* S. 395–448), das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis, die mannigfachen Orte der Wissensvermittlung, die (im wesentlichen auf Familie und Liebe eingegrenzte) Präsenz der Frau in *Artes* und Musterbriefen und schließlich die Standortbestimmung der *Ars dictaminis* als umfassende Schreib- und Kommunikationslehre im Umfeld des Trivium, der weiteren rhetorisch fundierten *Artes* des 12. und 13. Jh. sowie der Rechtsstudien traktiert werden. Leider nur gestreift (S. 607–609) wird die Funktion und Rezeption der antiken und ma. *autores* im Instrumentarium der *Ars*, überhaupt wird die Rolle der spätantiken und hochma. Briefsammlungen, die seit dem 11. Jh. intensiv überliefert und genutzt wurden und sicherlich auch die Rhythmisierung der Prosa inspirierten, mehr oder minder ignoriert: symptomatisch ist wohl die Fehlerhäufung in einer Autorenliste (S. 509). Bei einem Projekt wie diesem sind Wiederholungen, Inkonzinnitäten, Lücken und kleinere Lapsus in den aus dem Italienischen und Französischen übersetzten Beiträgen wohl unvermeidlich: Benoît Grévin ist bisweilen skeptisch Anne-Marie Turcan-Verkerk gegenüber, diese korrigiert eigene Forschungen (S. 426f.), Fulvio delle Donne betont dann doch die Unterschiede zwischen französischen und italienischen Lehrusancen (S. 486). Die Namensformen ma. Autoren schwanken mitunter (Onulf / Ornulf von Speyer, S. 450f.; Bernold von Kaisheim / Kaisersheim, S. 508 und 510f.). Nachdem man mindestens 20mal darüber aufgeklärt wurde, dass der Auctor ad Herennium nicht Cicero sei, wird dann doch unter seinem Namen daraus zitiert (S. 449); Hans Martin Schaller und Dieter Schaller werden kombiniert (S. 109), Heilsbronn und Heilbronn verwechselt (S. 347 zur Provenienz einer Erlanger Hs.). Zum *Laborintus* Eberhards des Deutschen (S. 188) vermisst man die Bestandsaufnahme von Thomas Haye (vgl. DA 71, 291), zum *Fabularius* Konrads von Mure (S. 189) die Ausgabe von Tom van de Loo (CC Cont. Med. 210, 2006). Natürlich wird Petrarca als Entdecker und